

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1889

Zweiundzwanzigstes Kapitel

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1677

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am andern Morgen war das junge Paar schon nach Sonnenaufgang munter, denn man konnte frühen Besuchen entgegen sehen und mußte sich ankleiden. Das erste Geschäft Dietrichs nach dem Aufstehen war, seiner jungen Frau ein Geschenk zu machen, das unter dem Namen der Morgengabe üblich war. In der Regel war es ein sehr bedeutendes Geschenk, größer, als es die Frau je wieder erwarten durfte. Es galt so ziemlich als ein Maßstab der Liebe des Mannes*). Dietrich hatte einen kostbaren Frauenanzug mit Pelz verbrämt und allen dazu gehörigen Schmuck angeschafft und überraschte damit seine Elisabeth auf das angenehmste.

Um 7 Uhr wurde der erste Besuch angemeldet. Dietrich und Elisabeth mußten, dem Gebrauche zufolge wieder ins Bette steigen und die Decke über sich ziehen. Man kam, sich nach dem Befinden der Neuverehelichten zu erkundigen und legte zugleich das Brautgeschenk aufs Bett. Allmählich erschien einer nach dem andern. Die Brautkähne und Geschenke häuften sich auf dem Bette**), auf dem übrigens Platz genug vorhanden war, denn es konnten recht bequem vier Personen darin liegen und war auf Zuwachs berechnet. Es gab dabei sehr viel witzige Redensarten, und obgleich die Frauen der damaligen Zeit ganz unbefangen von Dingen reden hörten und selbst darüber redeten, die man jetzt in ihrer Gegenwart nicht einmal andeuten darf, so flüsterte Elisabeth doch nach Beendigung dieser Besuche ihrem Dietrich ins Ohr: Gott sei Dank, daß es vorbei ist.

Beide erhoben sich nun aus dem Bette, nachdem die Brautgeschenke auf eine Tafel gestellt worden, und Elisabeth wurde als Frau zum Kirchgange geschmückt. Ihr bis dahin lose und in freien Locken getragenes Haar wurde aufgebunden und in Knoten geschürzt. Das lose Haar war durchgängig Symbol des Freien, deshalb wurde es den Leib-

*) Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 441. 442.

**) A. a. O. S. 376. 441.

eigenen und Gefangenen abgeschnitten, selbst die Tonsur der Mönche deutete auf den geschworenen Gehorsam, und sowie die Frau ihre Freiheit geopfert hatte, wurde ihr Haar gebunden. Man setzte ihr eine Haube auf und bedeckte ihr Gesicht mit einem Schleier*). Davon ist noch der jetzige Ausdruck: Unter die Haube kommen, abzuleiten.

Nach 9 Uhr formierten die Gäste vor dem Hause denselben Zug, wie sie ihn gestern gemacht hatten, denn es ging abermals nach der Kirche. Wiederum war Musik da, Fackeln, kurz alles, was wir schon kennen. Elisabeth hatte sich mit ihrer Morgengabe geschmückt und die Gäste waren wieder bekränzt, wie uns der schöne Vers lehrt:

Kamele tragen schwere Last,
Das Kränzlein ziert den Hochzeitsgast.

Der Zug ging heute durch die Spandauerstraße, Bischofsstraße und Südenstraße nach der Stralauerstraße, dem alten Markte und der Nikolaikirche zum Opfer und Abjegen. Ortwin verrichtete wieder die kirchlichen Funktionen, die Gesänge wurden von den Schulgesellen besorgt. Es wurde wieder eine Messe gehalten. Bei dem Offertorium näherte sich Dietrich dem Altare und brachte sein Opfer, nach ihm Elisabeth. Die Gabe richtete sich nach der Andacht der Geber. Darauf hielt der Geistliche eine Anrede an die Neuverehelichten über die gegenseitigen Pflichten, erteilte ihnen nochmals den Segen und besprengte sie mit Weihwasser. Um halb 11 Uhr war die kirchliche Feier vorüber und die neuen Eheleute hatten den Abjegen erhalten. In Prozession begab sich die ganze Gesellschaft nach dem Gasthause, wo nun das eigentliche Hochzeitsmahl angerichtet war. Alle Einrichtungen waren dieselben wie gestern, nur eine Tafel war noch eingerichtet, die fürs erste unbesezt blieb. Auch war noch ein zufällig anwesender fahrender Gaukler angenommen, der einen großen Ruf hatte. Die Speisen waren noch kunstreicher zugerichtet als gestern und die Zahl der Gerichte, die in Gängen aufgetragen wurden, war sehr groß. Auf jede Tafel der eigentlichen Gäste kamen jedesmal drei Gerichte, aber zehnmal hinter einander immer neue. Auf den übrigen Tafeln wurde nur fünfmal gewechselt. Als Schauessen sah man goldene Häuser, goldene Türme und goldene Berge auftragen, in denen lebende Vögel flogen. Es kamen Speisen in der Gestalt von gewappneten Männern und von Tieren mancherlei Art zum Vorschein. Pfauen, Schwäne, Hühner, Enten und Tauben saßen mit ihren Federn in ihrer natürlichen Gestalt in den Schüsseln und waren doch gekocht und zu essen**). Man sah

*) U. a. D. S. 443.

**) Siehe die Beschreibung eines gleichzeitigen Mahles in Buntings Braunschweigisch-Lüneburg. Chronik, Edit. Meybaum de 1620. S. 261.

ein Gebüsch, auf welchem sich gebackene Vögel schnäbelten und darunter ein krystallhelles Wasser, in welchem lebende Fische schwammen. Ein Pelikan, aus Kuchen geformt, öffnete mit seinem Schnabel die Brust und tränkte mit seinem Blute seine Jungen, welche gebraten und nichts anderes als Tauben waren. Auf seinen Flügeln trug er die Wappen der Verehelichten. Kurz, der Küchenmeister hatte sich als ein sinnreicher Kopf ausgewiesen und erntete großes Lob und beim Aufsetzen recht ansehnlichen baren Dank der Gäste, um so mehr, als auch alle anderen Speisen schön und mit vieler Kunst zubereitet waren. Die wilden Schweinsköpfe mit ihren gelben Citronen im Rachen fanden ganz besonders viele Liebhaber und die Gutschmecker unter den Gästen aßen, daß ihnen die Thränen über die Backen liefen. An Weinen mancherlei Art war Überfluß vorhanden, man trank nicht schlecht und gab den Schenken redlich zu thun.

Beim Beginn der Mahlzeit stellten sich die Schüler ein, welche bei den Kantoren Unterricht erhielten, um den Gästen ihre Aufwartung zu machen. Sie wechselten mit den Pfeifern ab und sangen lustige Lieder und solche, die auf Minne und Hochzeit bezug hatten. Man wies ihnen die noch leerstehende Tafel an und setzte ihnen, wie es üblich war, zu essen und zu trinken vor. Doch mußten sie von Zeit zu Zeit auch nach den anderen Zimmern gehen, um dort zu singen. Gar bald wurden sie sehr lustig und trugen viel zur Fröhlichkeit der Gesellschaft bei.

Um 1 Uhr hatte man abgeessen. Man wusch sich und schickte sich zum Zuge nach dem Rathause an. Alles übrige war wie gestern, auch wurden wieder Brautsuppen ausgeteilt.

Der Zug setzte sich in gewohnter Ordnung in Bewegung. Die Schulgejellen, ihre Meister und die Schüler nahmen diesmal auch an demselben teil. Man zog heute am Heiligengeistkirchhof durch die Heiligegeiststraße und das Nikolai Viertel zum Rathause. Der Tanz begann und die Schüler nahmen, wenn auch in den Nebenzimmern und mit den Mägden ebenfalls teil. Es wurde bis nach 4 Uhr getanzt; dann ging es wieder in voller Ordnung nach dem Gasthause.

Die Schulgejellen und Schüler sollten der Vorschrift zufolge sich nun entfernen und in die Schule gehen. Allein es hatte keiner recht Lust dazu und nach längerem Überlegen meinten die Gejellen, es würde den Schülern wohl nicht viel daran liegen, wenn heute die Lektionen ausfielen, was diese denn auch freimütig versicherten. Sie wollten bleiben und noch mehr singen.

Um 5 Uhr ging man zur Abendtafel, die der gestrigen sehr ähnlich war; nur der Gesang der Schüler kam noch hinzu; indessen dauerte er nicht gar lange, da nach einer Stunde alle nur noch lallen konnten.

Ein Teil lag bald nachher zum großen Ergötzen der Gesellschaft unter dem Tische.

Um 7 Uhr ging man wieder nach dem Rathause zum Tanz. Die bestellten Aufseher über Ehrbarkeit und Zucht hatten heute alle Hände voll zu thun, da der größte Teil der Männer mehr genossen hatte, als er vertragen konnte, und theils gegen die Frauen ungebührlich wurde, theils Händel mit den Männern suchte. Indessen ging doch alles ohne Störung vorüber und um 11 Uhr begleitete man einander in Procession nach Hause.

Unsere guten Alten konnten nicht leicht aufhören, wenn sie einmal angefangen hatten. Die Hochzeit dauerte auch den folgenden Tag in derselben Weise fort. Nur die Ceremonieen am Morgen und der Kirchgang so wie die Schüler fehlten. Statt dessen saß man etwas länger bei Tische, was freilich schwerere Köpfe gab, oder vertrieb sich die Zeit mit Würfelspiel, oder ließ sich von den Gauklern Possen vormachen. Aber man wanderte wieder zweimal nach und von dem Rathause.

Nach damaliger Rechnung hatte die Hochzeit zwei Tage gedauert, denn was am Brautabend geschehen, wurde ebenso wenig gerechnet, als man den Heiligabend mit zum Feste schlug. Weniger als drei Tage konnte Herr Apitz nicht für die Hochzeit bestimmen; der Donnerstag mußte notwendig noch ebenso verlegt werden, wie der Mittwoch, denn es gab damals Leute, welche sogar sieben tägige Hochzeiten feierten.

Unsere Leser kennen bereits den Gang der Festlichkeit, und es würde ermüden, sie weiter zu beschreiben. Der Tag wurde verlegt wie die vorigen in Saus und Braus; man fing an etwas müde zu werden, und ein Teil der Gäste bat Herrn Apitz selber, für den vierten Tag es bloß bei der Schmauserei zu belassen, den Tanz auf dem Rathause aber abzubestellen, da die vom Wein erhitzten Gemüther dabei gar zu leicht Feuer fingen.

Der Freitag wurde daher bloß im Gasthause verlegt; auch die Gaukler hatte man entlassen, da man sich an ihren Späßen, die sich bereits gar zu oft wiederholten, satt gesehen hatte, desgleichen wurden nach dem Mittagsmahle die Pfeifer verabschiedet.

Um 5 Uhr wurde die Abendmahlzeit aufgetragen. Das Gespräch wandte sich auf mehrere der gesehenen Gaukeleien, die man sich nicht erklären konnte, und so auf Zauberei und Zauber. Jeder gab etwas aus seiner Erfahrung zum besten. Da nahm Albrecht das Wort und sagte: Es ist schade, daß wir unsern Meister Deodat nicht hier haben, der würde uns darüber am besten belehren können. Aber er liebt große Festlichkeiten nicht und weilt am liebsten in seiner Klausur. Was mir indessen erzählt ist von einem Zauberer übertrifft doch alle von euch angeführten Stücke.

Apiz. Laß einmal hören. Ist es aber auch wahr?

Albrecht. Mit angesehen habe ich es nicht. Aber in Prag wird es allgemein erzählt und viele glaubwürdige Leute versichern es. Ich war damals nicht in Prag anwesend.

Apiz. Nun gut. Ihr Herren, spitzt die Ohren!

Albrecht. Ihr wißt, daß im vorigen Jahre König Wenzel seine Gemahlin Sophia, die Tochter des bayrischen Herzogs Johann von München, heiratete. Der Vater begleitete seine Tochter selber nach Prag, und da er wußte, wie sehr sein künftiger Schwiegersohn die Schwarzkünstler und Zauberer liebte, so ließ er die geschicktesten aus seinen Ländern zusammen kommen, und führte einen ganzen Wagen voll von ihnen mit nach Prag. Der Vornehmste derselben ließ eines Tages seine Künste sehen und erntete großes Lob ein; da verdroß es den einen Schwarzkünstler des Königs Wenzel, namens Ziito, daß ein Fremder so großen Ruhm erlange; er sperrte sein großes Maul auf bis zu den Ohren und verschluckte den bayrischen Zauberer mit Haut und Haar samt allen seinen Zaubergerätschaften.

Ortwin. (Macht drei Kreuze.) Gott sei bei uns!

Albrecht. Nur die Schuhe des Zauberers spie er von sich, da sie beschmutzt waren. Den ganzen Kerl hatte er im Leibe. Weil man ihn indessen wieder verlangte, so gab er ihn wieder von sich, ließ ihn aber in einen Zuber voll Wasser fallen. Er langte ihn heraus und gab den ganz durchnäßten und bestürzten Tropf dem Gelächter der Zuschauer Preis, so daß die übrigen bayrischen Schwarzkünstler den Mut verloren, mit ihren Künsten hervorzurücken.

Ortwin. Ei, das will ich meinen. Wenn's einem so geht?

Albrecht. Dem Ziito aber wuchs der Mut gar sehr und er setzte alle Welt in Staunen. Vor Wenzel erschien er bald in seiner Gestalt, bald unmittelbar darauf in einer fremden, bald hatte er einen Rock von purpurner Seide an, und wenn man ihn befühlen wollte, trug er einen abgetragenen wollenen Rock. Er setzte einen Nachen auf die Erde, stieg hinein und ruderte sich fort, während der König neben her ging. Als Wenzel einmal in einem mit Pferden bespannten Wagen fuhr, folgte er in einem kleinen Wägelchen, vor welchen er zwei Hähne gespannt hatte, und blieb nicht zurück. Auch mit den Gästen des Königs trieb er manchen Spaß. Wenn sie bei Tische eifrig nach der Schüssel greifen wollten, verwandelte er ihnen die Hand bald in einen Ochsenfuß, bald in einen Pferdefuß und sie mußten sie unter großem Gelächter beschämt zurückziehen. Erhob sich ein Geräusch auf der Straße, sprangen die Gäste neugierig auf und steckten die Köpfe zum Fenster hinaus, so ließ er ihnen hohe und breite Hirschgeweihe auf den Köpfen wachsen, daß sie sie nicht wieder zurückziehen konnten, bis er genug gegessen und getrunken hatte.

Ortwin. Das ist ein Satanskerl!

Albrecht. Um zu zeigen, daß er mit leichter Mühe sich so viel Geld schaffen könne, als er wolle, zauberte er einstmals dreißig Heuhaufen in dreißig Schweine um und trieb sie auf das Feld, neben die Schweine eines reichen, aber sehr geizigen Bäckers. Die Schweine gefielen diesem, und als Ziito meinte, er wolle sie verkaufen, bekam er Lust darauf einzugehen. Sie wurden des Handels eins und Ziito nahm sein Geld in Empfang, warnte jedoch den Bäcker, die Schweine nicht ins Wasser oder in die Schwemme zu treiben. Der Bäcker schlug die Warnung in den Wind, aber so wie er die Schweine ins Wasser trieb, sanken sie unter und oben schwammen ebenso viele Heuhaufen dahin. Der Bäcker war sehr erboft darüber, wollte sein Geld wieder haben, und suchte den Ziito überall auf. Endlich fand er ihn in einem Wirtshause, wo er auf einer Bank ausgestreckt lag und schlief. Er packte ihn bei einem Beine und schüttelte es, um ihn zu wecken. Aber er behielt das Bein sogleich in der Hand, völlig vom Schenkel losgerissen. Ziito lärmte sehr und zwang den Bäcker, mit ihm vor den Richter zu gehen. Natürlich verurteilte dieser den Bäcker zum Schadenersatz, und er mußte dem Ziito eine ansehnliche Summe zahlen. Deswegen sagt man jetzt bei einem schlechten Kauf in Prag: Du wirst dabei gewinnen, wie der Michel — so hieß der Bäcker — bei seinen Schweinen*).

Ortwin. Außerordentlich. Aber solche Dinge sind nur durch Hilfe des Teufels zu verrichten. Das ist nicht mehr weiße Magie, das ist schwarze.

Die Gesellschaft stimmte dem bei und die meisten wünschten so etwas als Teufelswerk nicht einmal mit anzusehen. Da stürzte plötzlich ein Knappe herein und flüsterte Herrn Apitz etwas in's Ohr. Er erzählte ziemlich lange und die Gesellschaft wurde aufmerksam. Endlich sprach Herr Apitz: ich bitte euch, ehrenwerte Herren und Frauen, ihr wollt ruhig sitzen bleiben und weiter speisen. Nur meine Brüder, Herren Heinrich und Hans, so wie den ehrwürdigen Bischof Herrn Johann bitte ich, mit mir zu gehen, wir werden jedoch bald wieder hier sein.

Die Genannten erhoben sich und wurden von Herrn Apitz hinausgeführt. Gleich nachher kam Herr Hans zurück und forderte an den anderen Tischen noch einige Knappen und Knechte auf, mitzugehen. Ehe wir sehen, was sie thun, müssen wir die Veranlassung zur Störung erzählen.

Nicht weit von dem Gasthause, in welchem die Hochzeit gefeiert

*) Dubravii Hist. Bohem., Hannov. 1602. S. 192. Fuggerischer Ehrenspiegel I. IV. S. 388.

wurde, lag das Spandauerthor am Ende der eben so benannten Straße und zur rechten Seite desselben stand ein runder mit einem spitzen Dache versehener Turm, auf der Stelle des jetzigen Hauses Nr. 81 in der Spandauerstraße. Von ihm zog die Stadtmauer aus Feldsteinen fort in der Richtung, welche jetzt die Hinterseite der südlichen Häuserreihe der jetzigen Neuen Friedrichsstraße zeigt und umschloß so die Scharfrichterei, welche ihr Vorderhaus in der jetzigen Heidereitergasse hatte, die damals die Büttel- oder Bödelgasse hieß. Die Stadtmauer begrenzte zugleich die jetzige Rosenstraße, ohne ihr einen Ausgang zu gestatten. Diese Straße war zu jener Zeit eine der schmutzigsten in Berlin und hieß die Hurengasse, weil hier die öffentlichen Mädchen, oder wie sie im Mittelalter zart genug genannt werden, die Frauen, welche an der Unehre sitzen, wohnten und ihr schamloses Handwerk trieben. Der Scharfrichter hatte in jener Zeit die Gerichtsbarkeit über diese Geschöpfe, welche vor keinem andern Gericht als dem seinigen belangt werden konnten. War er genötigt, eine Reise zu machen, so kehrte er in ihren Häusern ein, und sie waren verpflichtet, ihn zu beherbergen und zu beköstigen.

Ein paar Knappen des Herrn Hans hatten bei einem Ausgange einige dieser Geschöpfe sitzen sehen und waren von ihnen eingeladen worden, bei ihnen einzukehren. Ihre Entdeckung hatten sie einigen andern mitgeteilt und im halben Rausche war es ihnen bei der Abendtafel wieder eingefallen. Sie überredeten noch zwei Knappen des Herrn Heinrich, sich von der Tafel wegzuschleichen und mit ihnen auszugehen. Um sich ein vornehmeres Ansehen zu geben, nahm jeder noch zwei gemeine Knechte mit, und so stolzierten sie, von diesen gefolgt, durch die Büttelgasse. So wie sie aus derselben herausstraten, wurden sie angerufen und in ihrem Übermute folgten sie der Einladung und traten mit ihrer Begleitung ins Haus. Ein so zahlreicher Besuch ließ reichen Gewinn hoffen, man empfing die Gimpel auf eine Weise, die ihrem Hochmute wie ihrer Sinnlichkeit gleich sehr schmeichelte. Es fanden sich immer mehr Mädchen ein und unsere Sunter beschloßen, etwas daraufgehen zu lassen. Sie bestellten Wein für sich und ihre Schönen und sofort wurde Anstalt gemacht, ihn zu holen. Es währte nicht lange, so kam er, und man fing an, in wilder Lust zu zechen. Unglücklicherweise machte einer die Entdeckung, der Wein sei sehr schlecht, und jetzt fanden es alle, so daß sofort die noch vorhandenen Krüge zum Fenster hinausgeworfen wurden, wobei man sich nicht erst die Mühe gab, das Fenster zu öffnen, sondern vom Schemel aus sie durch die Scheiben schleuderte. Unglücklicherweise traf einer derselben einen vorübergehenden Bürgersohn, der mit drei andern wohl eben auch nicht auf dem besten Wege war. Sie glaubten diese Beleidigung nicht so hinnehmen zu dürfen, drangen in das Haus und verlangten mit Ungeßüm Genugthuung. Freilich fiel

ihnen der Mut, als sie sahen, mit wie vielen sie es zu thun hatten, und sie wollten sich eben wieder entfernen. Allein unsere Junker ließen eine Gelegenheit zu einer Schlägerei so ungenutzt nicht ent schlüpfen; die Bürger wurden von ihnen in's Zimmer gezerrt und sofort beeilte man sich, wie man sagte, ihnen Genugthuung zu geben. Man prügelte auf sie los und versicherte sie, nicht eher aufhören zu wollen, bis sie sagten, daß sie genug hätten. Indessen ließen sich die viere nicht prügeln, ohne sich redlich zu wehren. Es war ein Glück, daß niemand bewaffnet war; man hatte sogleich den Schemeln die Beine ausgebogen und arbeitete damit auf einander los. Vielleicht wäre noch alles gut gegangen; allein die Frauenzimmer mischten sich darein, von denen mehrere in den Bürgerjöhnen gute Kunden erkannten und ihre Partei nahmen. Jetzt ging es darunter und darüber; die Mädchen wurden ohne Unterschied zusammen gehauen, die Geräte im Zimmer wurden zerbrochen und fast schien es, als würde das Haus demoliert werden, was den zwölf Wütenden allenfals zuzutrauen gewesen wäre. Da stürzte eins der Mädchen in die Büttelgasse und begehrte die Hilfe des Scharfrichters. Dieser kam mit einigen seiner Knechte, aber er goß nur Öl in's Feuer. Man drohte ihn und seine Knechte tot zu schlagen wie tolle Hunde, wenn sie sich einfallen ließen, einen von ihnen zu berühren, denn sie seien unehrlich und ihre Berührung schändete. Man drohte, das Haus auf dem Flecke anzuzünden, wenn er nicht sogleich abginge. Es blieb ihm in der That nichts übrig als zu gehen, da er sich nicht getraute, Hand an sie zu legen, was ihm übel hätte bekommen können; aber er schickte zum Viertelsmeister und ließ die Hilfe der Stadtknechte erbitten. Diese kamen endlich durch die Büttelgasse daher; sofort machten sich die Unruhestifter aus dem Hause und da jene bewaffnet waren, sie aber nicht, auch einige Besinnung bei ihnen wieder Platz gegriffen hatte, so hielten sie es für das Geratenste, die Flucht zu ergreifen. Durch die Büttelgasse wären sie am liebsten gelaufen, weil sie ihr Haus am schnellsten erreicht hätten. Allein hier wären sie den Stadtknechten in die Hände geraten. Weiter unten schloß die Mauer die Gasse; es blieb also nichts übrig, als sich nach der Seite der Marienkirche zu wenden, deren Turm gerade auf die Gasse zu steht. Die Stadtknechte waren rasch hinter ihnen her und sie fühlten wohl, daß sie diesen, da sie ohnehin nicht recht sicher auf den Beinen standen, nicht würden entgehen können. Sowie sie den Neuen Markt erreicht hatten, sprangen sie daher in das erste Haus an der Ecke der Gasse hinein und schlugen die schwere Hausthür zu, welche sie verriegelten. Nur ein Knecht war draußen geblieben und wurde festgehalten.

Dies Haus, auf dessen Stelle nachmals die Hauptwache stand, besaß damals der Bischof von Havelberg, und es diente ihm zur Wohnung, so

oft er nach Berlin kam*). Auch jetzt wohnte er daselbst, befand sich aber unter den Gästen im Brauthause. Die Stadtknechte standen ungeschlüssig davor und wußten nicht, was sie beginnen sollten. Es war das Haus eines Geistlichen, ein Freihaus, und außerdem das eines Fremden. Hätten sie die Thür gesprengt und die Schuldigen hervorgeholt, so hätte das der Stadt vielleicht viel Ungelegenheit gegeben. Jene standen jetzt gewissermaßen unter dem Schutze des Bischofs. Da man wußte, daß er im Gasthause sei, so schickte man den gefangenen Knecht unter Bedeckung dorthin, damit er die Sache dem Bischofe anzeige. Der Knecht wandte sich zunächst an einen Knappen, erzählte ihm den Vorgang, und durch letzteren wurde Herr Apitz benachrichtigt.

Der Bischof kam mit seinem Gefolge vor dem Hause an, allein auch er konnte nicht hinein. Klopfen half nicht, die Thür mußte gesprengt werden. Die Bursche hatten sich in guter Ordnung auf der Treppe aufgestellt und mit Feuerhaken und ähnlichen Dingen, welche sie unter den Feuerlöschgeräthschaften auf dem Flure gefunden hatten, bewaffnet, um jedem das Hinaufsteigen zu verwehren. Allein ihr Mut fiel gar sehr, als sie den Bischof und ihre Herren erblickten. Sie legten sofort ihre Waffen nieder und kamen herab. Man las ihnen tüchtig die Leviten; indessen wurde doch nicht zu viel daraus gemacht, da ähnliche Brüteleien etwas zu gewöhnliches waren als daß sie besonders auffielen. Der Viertelsmeister wurde erjucht, den angerichteten Schaden abzuschätzen, den die Thäter vergütigen sollten, und da Herr Apitz die Bürgschaft dafür übernahm, so wurden sie ohne weiteres freigegeben. So fanden sich denn endlich alle wieder im Gasthause zusammen.

Noch zwei Tage bewirtete Herr Apitz seine Gäste, wenn auch mit minderer Pracht. Am Montag früh machte sich das junge Paar mit seinen Duitzowschen Verwandten auf nach der Priegnitz und wurde von einem Teil der Hochzeitsgäste bis Schöneberg begleitet. Hier nahm man Abschied von Herrn Apitz, seinem Sohne und seinen Brüdern und zog dann über Brandenburg der Heimat zu, wo man den dritten Tag anlangte. Auf Burg Duitzhövel war ein Teil der Gemächer für das junge Paar eingerichtet, dessen Haushalt gemeinschaftlich mit dem der Eltern geführt wurde. Einen besonderen Haushalt fand man um so weniger nötig, als Herr Cuno die Absicht hegte, Duitzhövel seinen beiden ältesten Söhnen zu übergeben und sich nach Rühstädt zurück zu ziehen. Wir überlassen die Neuverehelichten ihren Flitterwochen und richten unsern Blick auf einige andere Dinge, die sich um diese Zeit ereigneten.

In der Altmark war der Friede mit den Lüneburgern längst zu Ende gegangen. Ritter und Landschaft schlossen deshalb am 14. Sep-

*) Küster, Altes und neues Berlin, II. III. S. 70.

tember einen neuen Frieden auf fünf Jahre und mit Jobstens Bewilligung ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen der Altmark und der Lüneburgischen Ritterschaft und Städten. Beide Teile wollten sich ungekränkt bei dem ihrigen lassen und sich gegenseitigen Beistand gegen die Landfriedensstörer leisten. Würden die Märker den Lüneburgern zu Hülfe kommen, so sollte denselben von den Lüneburgern sechs Tage lang freie Speise, Kost und Futter, nachmals aber nur gegen Bezahlung gereicht werden. Die Gefangenen sollten unter den Bundesgenossen nach der Menge der gestellten Hilfsvölker, die Beute aber gleich geteilt werden. In die eroberten Schlösser, Städte und Weichbilde sollten von beiden Teilen Befehlshaber gelegt werden, bis sie wieder eingelöst würden. Wenn das aber nicht geschähe, wollte man sich vergleichen, wer das Eroberte behalten sollte. Käme ein solcher Vergleich nicht zu stande, so sollte dem Markgrafen von dem andern Teile in Jahr und Tag Kost und Schaden ersetzt und dadurch aller Anspruch aufgehoben werden. Ebenso sollte es gehalten werden, wenn die Lüneburger den Märkern zu Hülfe kämen. Die Lüneburger versprachen auch in dem Falle diese Vereinigung zu halten, wenn sie gleich mit Jobst in Unruhe geraten sollten. Der Hauptmann Hüner von Königsmark nebst den Städten der Altmark hatten diese Übereinkunft abgeschlossen*).

Südlich grenzte mit der Mark das Kurfürstentum Sachsen, dessen Grenzen hoch hinauf gingen und von der Havel hier und da nur einige Meilen entfernt blieben. Der Regent desselben, Herzog Rudolph II., hielt sich teils zu Wittenberg, teils zu Belzig, teils auf benachbarten Jagdschlössern auf. Der südliche Teil des jetzigen Sachsen mit Meissen, Dresden u. gehörte nicht zu seinen Ländern. Im September dieses Jahres geriet er mit dem Erzbischof von Magdeburg in Krieg. Die Magdeburger fielen ins Land und nahmen in der Nacht S. Leodogarii (2. Oktober) die Stadt Aken an der Elbe fort, welche sie besetzten aber nicht lange behielten, weil sie der Kurfürst ihnen wieder abnahm. Die Stadt war im Jahre 1389 erst von Sachsen an Magdeburg abgetreten und verkauft worden, scheint aber noch im Besitze der Herzöge von Sachsen geblieben zu sein**). Der Krieg zog sich jedoch noch lange fort und an den südlichen Grenzen der Mark tobte er in aller seiner Furchtbarkeit***). Allein er sollte nicht bloß außerhalb derselben bleiben. Erzbischof Albrecht von Magdeburg hatte zu so vielen Beschwerden Veranlassung gegeben, daß der Mark nichts übrig blieb als ihm abzusagen. Der Erzbischof verband sich mit Siegismond, Fürst von Anhalt, und

*) Lenz, Brandenb. Urkunden S. 471. 465.

***) Gercken, Cod. diplom. T. IV. S. 534.

****) Chronicon Magdeb. ap. Meybom script. rer. germ. S. 350. Brunonis Besch. von Aken. S. 107.

verstärkte sich dadurch so sehr, daß man bedeutenden Unternehmungen von seiner Seite entgegensehen konnte*)

Die Stadt Rathenow gehörte zu dem erst im vorigen Jahre errichteten Bunde der Städte. Dessen ungeachtet hatte sie es für angemessen gefunden, in diesem Jahre, am Abend von Mariä Himmelfahrt, mit den Städten Brandenburg, Rauen, Spandau, Berlin und Kölln ein neues Schutzbündnis gegen einheimische Landbeschädiger wie gegen den Feind von außen zu errichten. Beide Städte Brandenburg wollten zur Ausführung stellen fünfzehn Gewappnete, Rathenow fünf, Spandau sechs und Berlin und Kölln fünfzehn und damit alle Räuber, Mörder, Mordbrenner, Richter, Woldenberger und Crucesignaten verfolgen**).

Wodurch sie eigentlich den Zorn des Erzbischofs besonders auf sich gezogen, ist nicht bekannt, aber er beschloß das Unwetter des Krieges sich über sie in seiner ganzen Furchtbarkeit entladen zu lassen, und es gelang ihm nur zu gut.

Siegismund, Fürst von Anhalt und Schwestersohn des Erzbischof Albrecht von Magdeburg, ließ seine Kriegsschar zu der seines Rheims stoßen. Mit ihm verband sich Johann, Graf zu Querfurt, mit seinen Leuten, um gegen Rathenow aufzubrechen. Der Erzbischof war nicht bei dem Heere, sondern für jetzt noch in Magdeburg; Siegismund von Anhalt befehligte dasselbe, unter ihm Graf Johann. In Rathenow erfuhr man bald, daß es diesmal der Stadt gelten sollte. Ihre Mauern waren verfallen und in der Eile nicht herzustellen. Johann von Dreskow hatte zu jener Zeit das Schloß von Rathenow inne. Man traute ihm nicht recht, da er früher in Diensten des Erzbischofs von Magdeburg gestanden, und wie es scheint, noch jetzt in Milow angeessen war. Der Argwohn gegen ihn verstärkte sich, als er gar nichts für die Ausbesserung der Mauern that und alle Anstalten zur Gegenwehr nur sehr lau betrieb, während den Bürgern der größte Eifer, und nicht mit Unrecht, nötig schien. Noch schlimmer aber war es, daß ein Teil der Einwohner selbst gut magdeburgisch gesinnt war. Das alte Sprichwort: unter dem Krummstabe ist gut wohnen, mochte wohl seinen Einfluß geübt haben; das benachbarte Sandau, früher zur Mark dann zu Magdeburg gehörig, gab ein gefährliches Beispiel, und es läßt sich wohl glauben, daß in diesem ein geordneterer Zustand der Dinge herrschte, als in der Mark, die so gut wie keinen Landesherrn und Landeshauptmann hatte. So war es denn wohl zu erklären, wenn ein Teil der Einwohner die Stadt gern in magdeburgischen Händen gesehen hätte; und man braucht dabei kaum an eine Bestechung durch Geld zu denken, obgleich sie die Zeitgenossen allerdings behaupten.

*) Sächs. Chronik von Dresser S. 381.

***) Wagner, Denkwürdigkeiten in Rathenow S. 8. 197.